Der Hausfreund

UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT"

Nr. 49 — Lemberg, am 7. Dezember (Christmont) — 1930



12)

Mißmutig reichte der Arzt dem Alten das Geld.

„Da haben Sie's!" knurrte er zu Dryp hinüber. „Sie schlagen aus der Cornish-Affäre noch Kapital durch Ihre Zeilenschreibselei heraus... und ich brocke zu.."

Am Abend desselben Tages kam Dryp noch einmal vorbei. Osborne war von einigen Krankenbesuchen noch nicht zurück, so daß Murchison allein zu Abend speiste, wobei ihm der Reporter den Gefallen tat und einen Happen mitaß.

„Ich komme hauptsächlich, um Ihnen zu erzählen, daß James Westlay bereits ins Untersuchungsgefängnis überführt ist," sagte er. „Er hat alles eingestanden. Joul hat mit seiner Vermutung recht behalten. Westlay hat, trotzdem er angeschossen war, sehr unbedeutend allerdings, den zusammengebrochenen Cornish beraubt, ist aber dabei gestört worden. Von wem, weiß er nicht. Er gibt an, plötzlich Schritte im Nebenzimmer vernommen zu haben. Darauf hat er sich mit dem einen Teil des Geldes begnügt und durch ein Fenster die Flucht ergriffen...."

„Das ist sehr nett," nickte Murchison. Er schob Besteck und Teller zurück und griff nach der Zigarrenkiste. „Aber geklärt ist damit an der Sache an sich nichts... acht Tage geht das nun schon. Der Kuckuck mag wissen, was wird. Vielleicht versickert alles im Sande, ohne daß jemals ein Mensch erfährt, wer hinter den Kulissen gearbeitet hat."

„Unverhofft kommt oft, Doktor. Wer weiß, ob der Mord nicht doch noch seine verdiente Sühne findet. Die Herren Verbrecher sind eben auch bloß Menschen mit Fehlern."

„Hoffen wir!" brummelte Murchison.

Als Godolphin den Tee servierte, läutete es an der Korridortür. Der Alte setzte die bauchige Kanne nieder und schlürfte hinaus. Als er öffnete, sah er sich einem fremden, etwa vierzigjährigen Manne gegenüber, der den Arzt zu sprechen begehrte.

„In welcher Angelegenheit?"

„Privat."

Godolphin Copp durchbohrte ihn mit seinen Blicken. Der Mann gehörte zweifellos den niederen Ständen an. Sein Gesicht war unrasiert und mit Sommersprossen überzogen. Das Haar kurz geschnitten, schwarz und borstig nach oben stehend. Der Anzug, den er trug, war einmal neu gewesen .... vor zwanzig Jahren vielleicht. An den Füßen saßen schwere, eisenbeschlagene Schuhe.

„Hm..." machte Godolphin abweisend. „Privat? Sie entschuldigen schon, aber was ist das für eine private Angelegenheit?"

„Ich komme aus Fulham..."

„Dem Vorort Fulham?"

Der Mann nickte. „Ich habe dem Herrn Doktor etwas auszurichten... aber ich kann's nur ihm selber sagen..."

Godolphin bedeutete ihm, zu warten, und ging ins „Studierzimmer" zurück.

„Er sieht nicht sehr vertrauenerweckend aus, Herr Doktor," schloß er die Anmeldung. „Es wäre vielleicht gut, wenn wir ihn vorher auf Waffen durchsuchen würden..."

„..... oder Chloroform!" meckerte Dryp auf.

Godolphin machte ein bitterböses Gesicht. „Wir haben es ja erlebt!" knurrte er. „Am eigenen Leibe erlebt! Und vorsehen ist schließlich immer besser, als..."

Murchison unterbrach ihn: „Bringe ihn getrost herein. Wir werden schon aufpassen...."

Godolphin zuckte gekränkt die Schultern. Bald darauf führte er den Fremden ins Zimmer.

Der Mann aus Fulham machte eine ungeschickte Verbeugung.

„Bitte, nehmen Sie Platz," lud ihn Murchison ein. „Um was handelt es sich?"

„Ich komme in vertraulicher Angelegenheit, Herr Doktor .... ganz vertraulich...." Er schielte zu Peter Dryp hinüber und fügte rasch hinzu: „Ganz allein muß ich Sie sprechen...."

„O — Sie können ruhig in Gegenwart dieses Herrn reden.... es ist... hm... ja, mein Sekretär.."

Dryp machte eine devote Kopfbewegung zu dem Arzt hin.

Der Mann zögerte ein wenig. Dann nickte er.

„Wenn es so ist... ja .... ich komme aus Fulham, Herr Doktor, und heiße Tom Gilligan... eigentlich wohne ich hier direkt in London... in der Cambridge-Street 19, im Hinterhaus... aber draußen in Fulham habe ich ein altes Häuschen... vor Jahren 'mal geerbt.... ein ganz alter Kasten.... Hm .... ja .... und deswegen...."

Dr. Murchison knackte nervös mit den Fingergelenken, aber er sagte nichts.

„So... ach ja...." fuhr der Mann unsicher fort. „Und deswegen komme ich nun diesmal ausnahmsweise aus Fulham...."

„Das ist hübsch von Ihnen," konnte sich Dryp nicht beherrschen. „Und nun wollen Sie dem Herrn Doktor gewiß etwas ausrichten?"

„Ja .... freilich... darum bin ich ja hier... nicht von selber.... nein... mich schickt jemand...."

Wieder machte er eine Pause und sah unruhig von einem der Herren zum andern.

Dann raffte er sich sichtlich zu einem Entschluß auf.

„Ich selbst bin an der ganzen Sache unschuldig!" sagte er schnell. „Und deswegen möchte ich auch erst vorher den Herrn Doktor fragen, ob er mir auch keine Unannehmlichkeiten machen will?"

„Ja, ich weiß ja gar nicht, worum es sich handelt, mein Lieber?"

„Um eine Frau, Herr Doktor."

„Um eine....? Hm... was ist das für eine Frau?"

„Eine Irre... ja, sie ist wohl geisteskrank...... oder soll es wenigstens sein... ich selbst weiß es ja auch nicht.... und nur, um keine Scherereien mit der Polizei zu bekommen, frage ich Sie erst, Herr Doktor... Ich bin nun schon zweiundvierzig Jahre alt und habe noch niemals in meinem Leben mit der Behörde etwas zu tun gehabt und nun möchte ich natürlich auch nicht..."

Murchison durchschnitt hastig mit der flachen Hand die Luft.

„So sagen Sie endlich, was los ist!" fauchte er. „Wenn es sich um eine reelle Sache handelt, so..."

„Eben! Das ist es ja! Reell scheint sie eben nicht zu sein.... aber ich weiß nicht, wie ich dazu gekommen bin...."

„Hören Sie zu," sagte der Arzt, um endlich weiter zu kommen. „Wenn Sie an einer unreellen Sache unschuldig und sozusagen nur hinein verwickelt sind — —"

„Ja — genau so ist es!"

„.... dann wird Ihnen kein Mensch etwas zuleide tun.... auch keine Polizei... So, nun werden Sie hoffentlich beruhigt sein."

Tom Gilligan nickte erleichtert.

„Dann will ich gern sprechen. Ich habe nämlich einen Brief...." Er langte umständlich in die Tasche und brachte schließlich, in einen Zeitungsbogen geschlagen, ein Stück Papier, scheinbar von einer Tapete abgerissen, zum Vorschein.

Diesen „Brief" reichte er dem Arzt hinüber.

„Das schickt Ihnen die Frau, die Irre...." sagte er dabei. Dann schwieg er und verharrte regungslos auf dem Stuhl.

Murchison zuckte wie von einer Natter gestochen zusammen, als er die Handschrift erkannte.

„Drpp!" keuchte er in mühsam verhaltener Erregung. „Kommen Sie her... jene Ellis..."

Mit einem Satz war der Reporter neben ihm.

Und Schulter an Schulter lasen sie die Worte, die da in sinnloser Erregung auf die Rückseite eines armseligen Tapetenfetzens geworfen worden waren:

Doktor! — In tiefster Not und Verzweiflung richte ich meine letzte Hoffnung auf Sie. Ich bin meinen Feinden in die Hände gefallen. Man hat mich fortgeschleppt. Um mich zu vernichten.... mich und meine Eltern.... Doktor, ich flehe Sie an, erretten Sie mich. Ich bin elend und krank und ohne jede Mittel. Niemand kann mir helfen, nur Sie! Der Mann, der Ihnen diese Zeilen überbringt, weiß wo ich bin. Aber er verlangt Geld. Und ich habe keinen Cent hier. Geben Sie ihm, Doktor. Alles zahle ich zurück. Aber erretten Sie mich, wenn es in Ihrem Willen steht. Was mir noch bevorsteht, weiß ich nicht, aber es kann nur der Tod sein.... Mein Schicksal liegt in Ihrer Hand. Ich beuge mich Ihrer Entscheidung Ellis Wilnay.

Murchison sah nicht den Namen, der da völlig ausgeschrieben vor ihm lag, empfand auch keine Freude darüber.... er starrte nur auf den Papierfetzen.

An der Echtheit des Schreibens war kein Zweifel.... Es war die Schrift, die er kannte....

Das war also die Erklärung, weshalb sie so lange geschwiegen, weshalb sein Brief noch unabgeholt auf der Post lagerte!

„Ich bin meinen Feinden in die Hände gefallen!" Mit der geballten Faust schlug er auf den Tisch. Der Mann aus Fulham sprang entsetzt auf die Füße.

„Ich bin unschuldig!" stammelte er.

Murchison maß ihn mit lodernden Blicken.

„Erzählen Sie sofort, was Sie wissen. Kurz und bündig. Ohne Umschweife." Und mit einer drohenden Gebärde setzte er hinzu: „Die Wahrheit selbstverständlich...."

Tom Gilligan nickte verstört.

„Am Sonntag nachmittag kam ein Mann zu mir, der sich Moro nannte. Er erkundigte sich, ob mein Haus in Fulham zu vermieten sei. Ich fragte verwundert, ob er dort hineinziehen wolle und erklärte, das Gemäuer könne kaum noch als Wohnhaus dienen, es könne eines Tages zusammenfallen. Er aber wollte das Haus nur für kurze Zeit haben, für zwei Wochen ungefähr.

„Ich habe nämlich in meiner Verwandtschaft eine Irre," sagte er zu mir. „Die arme Frau leidet am Verfolgungswahn und bildet sich ein, sie werde von bösen Menschen festgehalten. Ich will sie nun in eine Irrenanstalt bringen... in eine Privatklinik... aber dort wird erst in zwei Wochen etwas frei. Solange kann ich nun meine Verwandte nicht in meiner Londoner Wohnung behalten. Da wurde mir von Bekannten Ihr Haus in Fulham als vorübergehender Aufenthaltsort nahegelegt. Ich habe mir das Haus angesehen. Es ist freilich ein alter, baufälliger Kasten, aber es liegt einsam und das ist viel wert. Dort kann die Irre keinen Unfug anrichten. Wenn Sie wollen, vermieten Sie mir also das Haus auf zwei Wochen."

Ich war einverstanden, zumal mir Moro für die kurze Zeit fünfzig Pfund bot. Das ist viel Geld für mich. Er knüpfte aber an diese hohe Miete zwei Bedingungen. Erstens sollte ich keinem Menschen sagen, daß er das Haus gemietet habe. Er sagte: „Ich bin eigentlich von Gesetz wegen verpflichtet, die Irre sofort in eine Heilanstalt zu bringen, sobald sie Schaden anrichtet. Aber dann kommt sie in eine staatliche Anstalt und das möchte ich nicht. Sie soll privat behandelt werden. Dort hat sie es besser."

Das leuchtete mir ein. Die zweite Bedingung bestand darin, daß ich mich verpflichtete, in diesen zwei Wochen sozusagen Wärterdienste in meinem Haus in Fulham an der Kranken zu verrichten.

„Ich habe wenig Zeit und kann mich um meine geisteskranke Verwandte nicht kümmern," sagte Moro. „Deswegen wäre es mir lieb, wenn Sie sich in diesen zwei Wochen um sie sorgen würden. Sie brauchen ihr nur täglich drei Mahlzeiten zu bereiten. Das ist alles. Natürlich müssen Sie Sorge tragen, daß sie nicht etwa fortläuft. Am besten ist es, sie halten sie immer eingeschlossen. Sie wird Ihnen lange Geschichten erzählen, aber alles existiert nur in ihrer Phantasie. Sie wissen ja, was Irre alles zu erzählen haben.... Natürlich komme ich in den zwei Wochen öfter nach Fulham hinaus, wie ich gerade Zeit habe..."

Auch darauf ging ich ein. Moro versprach mir noch zwanzig Pfund extra, wenn ich in allem seinen Wünschen nachkäme. Das wichtigste war ihm, daß ich zu keinem Menschen sprechen solle, daß sich jemand in dem Hause aufhalte und dann, daß ich nichts auf das Geschwätz der Geisteskranken geben sollte.

Er wollte im Laufe des Montags seine Verwandte nach Fulham hinausbringen.

So fuhr ich an diesem Tage schon zeitig dorthin und richtete alles ein wenig her. Für den Aufenthalt der Irren wählte ich einen Raum im ersten Stock aus, der als einzigster im ganzen Hause vergitterte Fenster hat. Denn ich wollte dem Mr. Moro auch für das viele Geld, was er zahlte, den Gefallen tun, und scharf auf die Kranke aufpassen.

Den ganzen Tag verwartete ich. Erst am Abend, als es schon dunkel war, kam Moro in einem Auto. In seiner Begleitung befanden sich drei Frauen. Seine beiden Schwestern und die Irre. Sie war ganz ruhig und weinte nur. Die beiden Schwestern waren sehr gut zu ihr und redeten ihr freundlich zu. Aber sie antwortete gar nicht. Erst, als sie Moro in das Zimmer mit den vergitterten Fenstern führte, fing sie an zu toben und schrie immer wieder: „Ihr sollt mich frei lassen! Was habe ich Euch denn getan."

„Sehen Sie," sagte Moro später zu mir. „So macht sie das nun in meiner Londoner Wohnung den ganzen Tag. Sie können sich ja vorstellen, daß sich die Nachbarschaft das nicht auf die Dauer gefallen läßt. Hier kann sie schreien. Hier stößt sich niemand daran. O, es ist schrecklich um das arme Mädchen —" Dabei weinte er, als er das sagte,— „für sie würde der Tod eine Erlösung bedeuten."

Auch ich hatte Mitleid mit der Kranken und nahm mir vor, sie recht gut zu behandeln.

Moro fuhr dann eine Stunde später mit seinen Schwestern wieder fort. Ich brachte der Irren Essen. Sie beschwor mich, sie frei zu lassen. Sie sei gar nicht geisteskrank und würde nur von den Leuten festgehalten, da diese sie zu Erpressungszwecken gebrauchten. Aber ich hörte nicht darauf und sagte nur: „Ja, ja..." und nichts weiter. Sie weinte und schluchzte die ganze Nacht. Aber ich konnte ihr doch nicht helfen.

Am Dienstag abend kam Moro wieder. Er erschien zu Fuß und ohne seine Schwestern. Er ließ sich erzählen, was die Irre alles gesprochen hatte und meinte zu mir: „Sehen Sie... so geht das nun schon Jahre und Jahre. Sie erkennt uns, ihre Verwandten, nicht mehr....... schrecklich ist es...."

Dann ging er zu der Kranken hinauf. Ueber zwei Stunden blieb er oben. Als er ging, schenkte er mir ein Pfund extra und nahm mir das Versprechen ab, auch weiterhin gut acht zu geben. Er ließ mir noch Zigarren und Zeitungen da. Dann ging er und kam erst am Mittwoch wieder.

An diesem Abend hörte ich die Irre ganz schrecklich weinen und der Mann schimpfte furchtbar. Das tat mir leid, denn die Kranke machte einen bemitleidenswerten Eindruck. Aber was ging es mich schließlich an. Unsereins muß sich nach der Decke strecken. Und Geld ist Geld. Ich verdiente gut dabei — also sollten die Leute machen, wozu sie Lust hatten. Die ganze Sache würde ja doch nur einige Tage dauern. Erst nach Mitternacht verließ Moro an jenem Abend das Haus, schenkte mir wieder ein Pfund und Rauchzeug. Ich merkte ihm an, daß er sehr verstimmt war, fragte aber nach nichts. Man soll sich nicht um die Angelegenheiten fremder Leute kümmern.

Aber von ganz alleine sagte er: „Haben Sie gehört, wie ich gescholten habe?"

„Allerdings," erwiderte ich. „Sie sprachen etwas laut."

Da seufzte er: „Ich habe viel Aerger mit der Kranken, glauben Sie mir das. Wenn ich sie in ein paar Tagen in die Privatklinik bringe, muß ich gleich hundert Pfund auf ein Brett zahlen.... das ist eine teure Sache!"

„Das will ich meinen!" sage ich. „Meine Schwägerin war auch einmal dreizehn Monate in einer Privatklinik. Das kostet eine Stange Gold!"

„Sie sind ein vernünftiger Mann, mit Ihnen kann man reden!" antwortete mir Moro. „Aber ich zahle es ja gerne. Es ist ja schließlich meine Verwandte, nicht wahr. Aber sehen Sie, damit ich wenigstens eine kleine Hilfe habe, will ich ein Mietshaus verkaufen, das der Kranken gehört. Sie kann ja doch nichts damit anfangen. Da brauche ich natürlich ihre Unterschrift dazu. Aber glauben Sie, die gibt sie mir?"

„Sie versteht vielleicht gar nicht, was Sie von ihr wollen!"

„Ach was," sagte Moro. „Sie ist manchesmal ganz gut zusammen. Sie ist störrisch. Wie nun Kranke einmal sind."

Moro sah ganz blaß aus. Er tat mir leid. Als er fort war, brachte ich der Irren das Essen hinauf. Da sah ich sie weinend am Boden liegen — mit einem ganz geschwollenen Gesicht, auf dem noch alle fünf Finger zu sehen waren."

Murchison knirschte mit den Zähnen.

„Das war mir natürlich außer dem Spaß," fuhr Tom Gilligan fort. „Zu schlagen braucht man Geisteskranke nicht. Ich tröstete sie nun so gut ich konnte. Und da fing sie wieder an: Sie werde hier festgehalten. Und der Mann, der sie hierher gebracht, sei ein Verbrecher. Und so weiter. Sie merkte wohl, daß ich ihr nicht glaubte.

„Der Mensch wird mich eines Tages töten!" rief sie in größter Angst. „Ganz gewiß. Wenn Sie mir nicht glauben, so tun Sie mir wenigstens den Gefallen und lassen Sie sich von anderen Menschen sagen, daß ich nicht irrsinnig bin. Von meinen Freunden, die nicht wissen, daß ich hier gefangen gehalten werde. Helfen Sie mir doch. Sie haben doch ein Herz in der Brust und werden doch gewiß Verbrechern nicht die Hand reichen."

„Ganz gewiß nicht," sagte ich. „Aber zu wem solle ich gehen, um mich zu erkundigen?"

Da nannte sie Ihren Namen, Herr Doktor.

„Ich schreibe Ihnen ein paar Zeilen und die bringen Sie ihm. Er wird Ihnen eine reiche Belohnung geben und mich befreien."

Ich gestehe es ganz offen, Herr Doktor: Das Geld hat mich gereizt... ich bin nun einmal so.... Geld ist Geld.... und so versprach ich ihr denn, den Brief zu Ihnen zu bringen. Papier hatte ich selbst nicht. So riß ich ein Stück Tapete von der Wand. Es erfüllt ja den gleichen Zweck....

Sofort konnte ich aber nicht gehen, weil ich in der Nacht bemerkte, wie immer jemand um das Haus schlich. Es war Moro. Was er suchte, weiß ich nicht. Aber es ist möglich, daß er horchen wollte, ob ich mit der Irren etwas sprach. Er hatte wohl keine Ruhe, weil er sie geschlagen hatte. Er kam aber in der Nacht nicht herein, sondern erst am nächsten Morgen. Gestern. Wieder blieb er lange bei der Irren. Ging dann fort und kam am Nachmittag noch einmal.

Mir kam es so vor, als sei er mir gegenüber mißtrauisch geworden, denn er sagte: „Es kann sein, daß schon in dieser Woche etwas in der Privatklinik frei wird, dann brauchen Sie hier nicht mehr Krankenwärter zu spielen....." Mir aber schien es, als ob er sich mit dem Gedanken trüge, den Aufenthaltsort der Kranken zu verändern. Das machte nun mich wieder mißtrauisch und ich beschloß, Ihnen so bald als irgend möglich, den Brief zu bringen. Aber vor heute war es doch nicht zu machen. Aber nun — Sie sehen ja — nun bin ich doch hier."

Murchison sah zur Uhr.

„Kommt dieser Mr. Moro heute abend?"

„Eben nicht, Herr Doktor! Er sagte extra: „Ich komme erst Samstag vormittag wieder. Wahrscheinlich nehme ich dann die Irre gleich mit...""

Der Arzt warf Peter Dryp einen raschen Blick zu. Der verstand und reckte seine sehnige Gestalt.

Murchison sah zur Uhr. Dreiviertel Zehn war es. Er trat ans Fenster und blickte in die Nacht hinaus. Sie war hell und nebelfrei.

Hastig wandte er sich an Tom Gilligan: „Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen. Die Dame ist vollkommen normal und wird wirklich nur von unlauteren Elementen festgehalten...."

Der Mann nickte. „Wollen Sie mit hinauskommen? Nach Fulham?"

„Selbstverständlich. Die Dame muß noch heute befreit werden!"

„Aber Sie machen mir bestimmt keine Unannehmlichkeiten, Herr Doktor?"

„Wenn sich alles so verhält, wie Sie erzählt haben, liegt dazu keine Veranlassung vor..."

Hastig trat er zum Apparat und verlangte die 12. Station.

„Inspektor Joul, bitte," rief er, als sich die Station meldete.

Aber der Inspektor war nicht da. Pieperston hatte wieder den Dienst übernommen. Joul selbst war dienstlich unterwegs. Mit einem Aufgebot von zwölf Mann war er vor einiger Zeit irgendwohin gerufen worden....

Dryp zerstreute schnell des Arztes Bedenken.

„Was gibt es da zu überlegen?" rief er. „Sie, ich, dieser Sir hier und noch vielleicht Osborne... vier Mann! Genügt das vielleicht nicht, eine Dame aus einem Hause herauszuholen, in dem sich kein Mensch weiter befindet?"

Als Osborne wirklich im gleichen Augenblick von seinen Patientenbesuchen zurückkam und sofort Feuer und Flamme war, als er hörte, um was es ging, war Murchison einverstanden.

„Los also!" nickte er.

Während Murchison aus dem Nebenzimmer eine Fünfpfundnote holte, über deren Empfang Tom Gilligan mit breitem Grinsen quittierte, nahm Osborne schnell ein paar Bissen zu sich.

Peter Dryp war allerbester Laune, stand abseits und spitzte über dem Papierkorb den Bleistift.

„Sehen Sie," meinte er, „das Schicksal meint es gut mit mir... es tut sich endlich wieder was...."

Dann verließen sie das Haus, benutzten von der Zentralstation den Vorortzug und kamen noch vor Mitternacht in Fulham an.

Tom Gilligan übernahm die Führung.

Fulham glich einem Dorf, aber keinem Londoner Vorort. Erst unlängst waren die zwanzig, dreißig Häuser des Nestes in den Stadtbezirk eingemeindet worden.

Niedrige, breitbrüstige Häuser waren es, an denen sie vorbeischritten. Die ganze Ortschaft bestand aus einer sogenannten Hauptstraße, an der rechts und links die Bauten aufgeführt waren.

Die Straße war ein Kapitel für sich.

In der unsicheren Mondbeleuchtung war das Gehen nichts als ein einziges Stolpern. Hin und wieder patschte Dryp in eine Pfütze hinein. Steine, große und kleine, lagen wild verstreut umher und machten das Vorwärtsschreiten in der Dunkelheit zur Qual.

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Chronik

Glück eines Goldgräbers

Amsterdam. Ein Goldgräber hat am oberen Lauf der Saramacca in Surinam, einer holländischen Kolonie in Südamerika, einen Goldfund von seltenem Umfang gemacht. Er entdeckte einen Klumpen, der nicht weniger als 7630 Gramm wiegt. Er war, als er erkannte, was er in Händen hatte, so überrascht, daß er nicht fähig war, zu sprechen. Er reinigte zusammen mit seinem Kompagnon eine Stelle, an der sie schürfen wollten, und schaffte Steine, die anscheinend bereits im vorigen Jahre achtlos zur Seite geworfen worden waren, weg. Einer dieser Steine fiel ihm wegen seiner Schwere auf. Als er ihn mit seinem Hammer zerschlug, sah er vor sich gleißendes Gold. Er wollte seinen Gefährten rufen, doch die Stimme versagte ihm. Um seine Aufmerksamkeit zu erregen, warf er mit Steinen nach ihm und als der andere aufschaute, winkte er ihm und zeigte ihm in dem zerbrochenen Stein den ungewöhnlich großen Klumpen Gold.

Der glückliche Finder heißt Baston, sein Gefährte Brotherson. Beide sind sozusagen Agenten des eigentlichen Konzessionärs, der Gesellschaft Comptoirs Hesse u. Co., die ihnen vertragsgemäß einen Gulden zwanzig Cent für das Gramm Gold bezahlt, so daß sie die nette Summe von 9156 Gulden (etwa 15 000 Mark) erhalten. Der „Nugget", wie ein solcher Goldklumpen in der Fachsprache genannt wird, ist der zweitgrößte, der bisher in Surinam gefunden wurde. Der größte „Nugget" wurde 1892 entdeckt, und zwar ebenfalls beim Wegräumen von Steinen, von denen einer durch seine besondere Schwere auffiel. Der Stein wurde zerschlagen und enthielt mehr als vierzehn Kilogramm Gold.

Sich selbst zerfleischt

Hallein. Auf schreckliche Weise versuchte der 35jährige Steueramtsrevident und Abteilungsleiter des Steueramtes Hallein, Hugo Welser, seinem Leben ein Ende zu bereiten. In einem Zustand seelischer Depression versetzte sich Welser mit seinem Taschenmesser mehrere Stiche in den Hals, wobei er immer wieder versuchte, die Halsader zu durchtrennen. In einem Anfall förmlicher Naserei stach sich der Beamte dann mehrmals in den linken Arm, in den Ellenbogen und in die Brust. Er wurde im schwerverletzten Zustand und halb verblutet aufgefunden und von der Rettungsabteilung in das Halleiner Krankenhaus übergeführt. Das Motiv des Selbstmordversuches ist noch unbekannt, angeblich war der Steuerbeamte bereits seit längerer Zeit äußerst reizbar und zeigte Symptome geistiger Zerrüttung. Mit seiner Amtswirksamkeit soll die Tat in keinem Zusammenhang stehen.

Zollbeamte ins Meer geworfen

Bei der Entladung des Ueberseedampfers „Eugen Grosos" in Le Havre kam es am Dienstag zu einem schweren Zwischenfall. Aus dem Laderaum des Dampfers war ein großer Posten Zigaretten gestohlen worden. Neun Zollbeamte machten sich daran, die auf dem Schiff beschäftigten Dockarbeiter zu untersuchen. Als sie einen der Arbeiter verhaften wollten, stürzten sich etwa 50 seiner Kameraden auf sie. Mehrere Zöllner wurden schwer mißhandelt. Andere flogen über Bord ins Meer. Nachdem Verstärkung der Polizei auf dem Schauplatz erschienen war, konnten vier der Rädelsführer verhaftet werden.

„Schuster" paßt nicht für ein Schuhwarengeschäft

Frankfurt a. d. O. Eine ganz ungewöhnliche und kaum glaubhafte Geschichte trat in einer Verhandlung vor dem Arbeitsgericht in Frankfurt a. d. Oder zutage. Die Verkäuferin eines eleganten Schuhgeschäftes hatte ihren Arbeitgeber wegen ungerechtfertigter fristloser Entlassung verklagt. Zur Verhandlung war ein erheblicher Zeugenapparat aufgeboten worden und auch die Angestelltenliste des Geschäftes lag auf dem Richtertisch. Da meldete sich plötzlich eine Verkäuferin mit Namen Schulz als Zeugin, die der Vorsitzende jedoch nicht auf der Namensliste verzeichnet fand.

Die Aufklärung durch den Geschäftsführer erzeugte Staunen und Gelächter im ganzen Saal. Er erklärte nämlich, daß Fräulein Schulz sich eines Tages um die Stellung einer Verkäuferin bei ihm beworben habe. Allen Ansprüchen genügte sie in hervorragendem Maße, nur ein einziger, seiner Ansicht nach allerdings gewaltiger Fehler war ihr eigen, nämli — ihr Name! Es war furchtbar! Sie hieß: — Schuster! „Kann man es einem eleganten Schuhgeschäft zumuten, einen Angestellten zu beschäftigen, der Schuster heißt? Es läßt sich mit dem Ansehen eines vornehmen Schuhbetriebs nicht vereinbaren, eine Verkäuferin mit so anrüchigem Namen einzustellen. Wir haben einen Ausweg gefunden! Wir haben Fräulein Schuster kurzerhand in Fräulein Schulz umbenannt!" Auf die Frage des Vorsitzenden, warum denn Schuster ein so anrüchiger Name sei, Schulz sei doch auch nicht viel schöner, betonte der Geschäftsführer, daß mit dem Namen Schuster stets der Begriff von Flickarbeit verbunden sei. Für ein Schuhgeschäft sei deshalb dieser Name unmöglich. Im übrigen hat sich der Name Schulz so sehr eingebürgert, daß heute Fräulein Schulz selbst nicht mehr weiß, daß sie einmal Schuster geheißen hat!

Eine Bowle, Herr Minister!

Berlin. Automobile, Eisenbahnen, Omnibusse, Radler fahren, Flugzeuge fliegen. Im Kriege kostete es — das war allgemeiner Fliegerbrauch — eine Bowle, die das junge Flughäschen zahlen mußte, wenn es in den ersten Tagen „fahren" für „fliegen" gesagt hatte. Eigentlich müßte der Postminister jetzt eine Bowle zahlen, denn auf den Umschlägen der Telephonrechnungen steht „Luftpost am schnellsten! Abgangs- und Fahrzeiten bei jedem Postamt einzusehen". Es heißt „Flugzeiten", Herr Minister. Die Bowle wäre also fällig.

Sturmschäden in den Tatrawäldern

Der in den letzten Tagen außerordentlich heftige Haldenwind richtete in den staatlichen Tatrawäldern in Polen bis nach Zakopane großen Schaden an. Nach einer ersten Zählung sind ca. 12 800 starke Bäume entwurzelt bezw. geknickt worden.

Kupfermünzen gegen einen Heldentenor

Bordeaux. Im Ausgang der Renaissance war es eine anmutige und löbliche Sitte an den oberitalienischen und südfranzösischen Höfen, Bühnenkünstlern dadurch den Beifall kundzutun, daß man ihnen Goldstücke auf die Bühne zuwarf. Dem Tenor Talembert der hiesigen Oper passierte kürzlich etwas ähnliches. Nur, daß es keine Goldstücke waren, die um sein Haupt schwirrten, sondern ein Hagel von Kupfermünzen und daß es keine Ovation der begeisterten Menge für ihn bedeutete, sondern das krasse Gegenteil. Talembert, der in der „Manon" die Tenorpartie sang, war durch das plötzliche Bombardement so erschreckt, daß er behauptete, nicht weiter singen zu können. Womit die Münzenwerfer ihren Zweck erreicht hatten. Damit war die Angelegenheit aber noch nicht erledigt. Talembert wollte in dem Manne, der das Zeichen zu dem kupfernen Bombardement gegeben hatte, einen Freund der Sopranistin, seiner Partnerin, erkannt haben, und vermutete in ihr die Anstifterin des ganzen Ueberfalles. Er strengte eine Schadenersatzklage gegen sie an und gewann einen Pyrrhussieg. Er, der geklagt hatte, daß sein künstlerischer Ruf, ja, sogar seine göttliche Stimme durch das Komplott seiner Partnerin auf das ärgste gelitten haben und daß er infolgedessen ein Recht auf Schadenersatz habe, gewann. Es wurde erwiesen, daß die Sängerin ihren Freund angestiftet hatte, mit Kupfermünzen nach Talembert zu werfen. Und es wurde auch auf Schadenersatz erkannt. Nämlich auf — einen Franken. Es wurde dem unvergleichlichen Tenor das Recht zuerkannt, dieses Urteil veröffentlichen zu lassen. Vermutlich aber wird er darauf verzichten.

Vom papiernen Zeitalter

Die Welterzeugung an Papier ist im letzten Jahrhundert immer höher gestiegen. Während sie 1800 nur 10 000 Tonnen betrug, hatte sie sich nach 50 Jahren verzehnfacht. 1900 die Menge von 8 Millionen Tonnen, 1914 von 10 Millionen Tonnen erreicht und ist 1927 auf 18½ Millionen Tonnen gestiegen. Zur Beförderung dieser Papiermenge wären 1 850 000 Waggons notwendig, die eine Länge von 18 500 Kilometern entsprechen. Ein Drittel all dieses Papiers wird zur Herstellung von Zeitungen verwendet, fast ebensoviel als Pack- und Einschlagpapier. Weitaus den größten Papierverbrauch weist die Bevölkerung der Vereinigten Staaten auf, wo auf den Kopf 69 Kilogramm jährlich kommen; in England beträgt der jährliche Papierverbrauch 37, in Deutschland 26,5, in der Schweiz 25, in Italien 9 in Rußland 3 und in Indien nur 1 Kilogramm.